

Peter Kersken, geboren 1952 in Oberhausen im Ruhrgebiet, studierte Philosophie und Literaturwissenschaften in Freiburg und Köln und arbeitete als Redakteur bei einer Kölner Tageszeitung. Er lebt als freiberuflicher Autor in der Eifel.
www.peterkersken.de

PETER KERSKEN

Kohle, Karnickel und ein Koffer voller Geld

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Elke

Ja, das Leben
geht weiter.
Ich erzähle
Geschichten
und liebe
Dich.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Fotoarchiv Ruhr Museum, Essen,
Rudolf Holtappel, photocase.de/faniemage
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Dr. Marion Heister
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2016
ISBN 978-3-7408-0006-2
Historischer Kriminalroman
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

EINS

Ich habe über Trümmerfrauen und die Sieger von Seifenkistenrennen geschrieben, über Spätheimkehrer, die sich im Ruhrgebiet der Nachkriegszeit nicht mehr zurechtfinden, und über Glückspilze, die im Fußballtoto gewonnen hatten. Ich habe grüne Witwen mit Wespentailen interviewt, die sich in Neubausiedlungen über ein eigenes Bad freuten und von einem eigenen Fernsehapparat träumten. Das war in den fünfziger Jahren. Damals gab es die ersten Selbstbedienungsläden, die ersten Impfungen gegen Kinderlähmung und zum Ende des Jahrzehnts die ersten Feierschichten auf den Zechen im Revier. Als junger Reporter der Ruhr-Post habe ich darüber berichtet.

Ich bin Kindern begegnet, die in der verpesteten Luft des Kohlenpotts an Rachitis und Leukämie erkrankt waren, und Teenagern, die bei einem Konzert der Beatles in Ohnmacht gefallen waren. Das passierte in den Sechzigern. Es gab immer noch Unglücke unter Tage und immer häufiger Unfälle auf den Straßen, auf denen immer mehr Fahrzeuge unterwegs waren. Ich habe darüber geschrieben, ebenso wie über das letzte Grubenpferd, die ersten Gastarbeiter und die ersten Kumpel, die stempeln gehen mussten.

In den Siebzigern habe ich junge Leute interviewt, die ihren Sommerurlaub an den Ufern des Rhein-Herne-Kanals verbrachten, und Männer und Frauen, die sich in Bürgerinitiativen zusammenschlossen, um ihre Zechensiedlung vor dem Abriss zu retten. Ich habe Reportagen über luxuriöse, neue Einkaufsparadiese, über die erste Taubenklinik im Revier und über die Auswirkungen des ersten Smogalarms verfasst. Die Stahlkrise war ein Dauerthema in den Wirtschaftsteilen der Zeitungen, ich habe über die Menschen geschrieben, die von ihr betroffen waren.

Dann kamen die achtziger Jahre, und ich musste über Massenentlassungen und Arbeitsloseninitiativen berichten, über ganze Viertel, die verelendeten, über Städte, deren Sozialämter überfordert waren und deren Straßenlaternen abgeschaltet wurden, weil

kein Geld mehr da war. Trotz allem träumte man im Revier eine Weile davon, Austragungsort der Olympischen Spiele zu werden. Ich habe auch darüber geschrieben, genauso wie über die ersten Frauenbüros in den Rathäusern, über neue S-Bahn-Verbindungen, Skat-Weltmeisterschaften und den Besuch des Papstes.

Als die Neunziger begannen, war der alte Kohlepott untergegangen, und kurz darauf kam auch das Ende für die Ruhr-Post, für die ich mehr als vier Jahrzehnte gearbeitet hatte.

Ich wurde in Rente geschickt, mit dreiundsechzig. Mir war es recht. Mein Revier gab es nicht mehr, über das Leben im neuen Ruhrgebiet sollten die Leute berichten, die sich besser darin zu rechtfinden als ich.

Meine Geschichten waren geschrieben. Das dachte ich jedenfalls damals.

Ich zog nach Sterkrade in die Bremener Straße, in das Haus, das einmal meinen Großeltern gehört hatte. Es war schon in meinen Kinder- und Jugendentagen der Mittelpunkt meines Lebens gewesen und es eigentlich auch immer geblieben.

Ich reparierte die alten Karnickelställe meines Opas und begann, Deutsche Riesenschecken zu züchten.

Vom Reisen habe ich nie viel gehalten. Ich war immer der Meinung, dass es zwischen den Höhenzügen der Ruhr und den Niederungen der Lippe so viele schöne Gegenden und dazu eine so große Ansammlung von Sehenswürdigkeiten gibt, dass meine Lebenszeit vermutlich nicht ausreichen würde, sie alle zu entdecken. Mich irgendwo in der Ferne herumzutreiben, hielt ich für bloße Zeitverschwendung.

Trotzdem baute ich eine automatische Fütterungsanlage für die Karnickel, die es mir ermöglichte, hin und wieder für ein paar Tage nach Bochum oder nach Bonn zu fahren, wo meine beiden Töchter mit ihren Familien leben.

Dann tauchten irgendwann die Geschichten wieder auf, die ich nicht geschrieben hatte.

Ja, es gab sie, ich hatte sie nur im Lauf der Jahrzehnte vergessen. Sie waren ungeschrieben geblieben, weil sie damals, in ihrer Zeit, zu verwerflich oder zu aufrührerisch für die Ruhr-Post gewesen waren, weil sie vielleicht die sittlichen oder die religiösen Gefühle

der Leser verletzt hätten, oder weil sie irgendjemandem hätten schaden können, weil es Mut gebraucht hätte, sie zu schreiben, mehr Mut, als ich hatte, oder weil sie so verrückt und seltsam waren, dass kein Mensch sie geglaubt hätte.

Jetzt bin ich ein alter Mann, und die Geschichten, die nicht geschrieben sind, lassen mir keine Ruhe. Nein, sie sind nicht so wichtig, dass sie unbedingt erzählt werden müssten, nein, das ist es nicht. Ich gehöre nicht zu den senilen Narren, die, den Sensenmann schon im Nacken, noch mit letzter Kraft ihre Lebenserinnerungen zu Papier bringen müssen, weil sie glauben, die Nachwelt könne keinesfalls darauf verzichten. Nein, meine Geschichten braucht niemand, sie werden die Welt nicht um einen Deut besser machen.

Aber sie sind nun mal da, und manch eine von ihnen erstaunt und fasziniert mich heute nach all den Jahren noch so sehr, dass es mir ein Vergnügen ist, sie zu erzählen.

Von den merkwürdigen Vorkommnissen um einen alten Pappkoffer voller Geld erfuhr ich zum ersten Mal im Sommer 1952, ein paar Wochen, nachdem ich einundzwanzig Jahre alt geworden war.

In der Chefetage der Ruhr-Post waren ein paar ältere Herren kurz zuvor auf die Idee gekommen, die Zeitung ein bisschen unterhaltsamer zu machen. Die seriöse Information war das Markenzeichen des Blattes, und das sollte auch so bleiben. Aber irgendwo zwischen der Politik und dem Lokalen, zwischen Wirtschaft, Sport und Kultur sollte es künftig auf zwei Seiten menschen. Unerwartetes Glück, herzerreißende Tragödien, Kurioses, Außergewöhnliches und Glamouröses sollten die Leser ergötzen.

Die beiden neuen Seiten hießen »Buntes aus der Welt« und »Buntes aus dem Revier«. Als verantwortlicher Redakteur wurde Horst Brömmel, bisher Chef in der Lokalredaktion Oberhausen, nach Essen beordert. Für ihn lohnte sich der Umzug: Er wurde offiziell zum Leiter des neuen Ressorts »Vermischtes« ernannt, bekam eine spürbare Gehaltserhöhung und durch Vermittlung des Verlags eine der damals noch äußerst seltenen Wohnungen in der Essener Innenstadt.

Horst Brömmel war ein leidenschaftlicher Zeitungsmacher und

ein leidenschaftlicher Liebhaber der gediegenen deutschen Küche und blonder Frauen. Verheiratet war er nicht. »Es gibt so viele Kriegswitwen, die getröstet werden müssen, da kann ich doch nicht heiraten«, pflegte er zu antworten, wenn er nach dem Grund seines Junggesellendaseins gefragt wurde.

Als er von Oberhausen nach Essen umzog und seinen neuen Job antrat, war er Anfang vierzig. Sein dunkles Haar war noch so voll, dass die Geheimratsecken sich wegekämmen ließen, und seine Figur war trotz seiner Vorliebe für Schweinebraten noch gut in Form. Die schlechten Zeiten waren gerade erst vorbei, und Horst Brömmel begann Anfang der fünfziger Jahre, wie die meisten Deutschen, erst ganz allmählich fett zu werden.

Später heiratete er dann doch noch. Als er fast fünfzig war und sein Gewicht die Zwei-Zentner-Marke bereits deutlich überschritten hatte, legte er sich auf eine Witwe fest, die mit einem Geschäft für Damenmode in Wattenscheid zu einigem Wohlstand gekommen war.

Ohne Horst Brömmel wäre ich kein Journalist geworden. Er war der Mann, der mich im Herbst 1949 zur Zeitung geholt hatte.

Damals wohnte ich bei meinen Großeltern in der Bremener Straße, hatte im Jahr zuvor die Mittelschule abgeschlossen und keine Vorstellung davon, was aus mir einmal werden sollte. Ich verdiente mir ein paar Mark als Aushilfe in einer Tischlerei, schleppte Bretter in die Werkstatt und fuhr als Packer mit, wenn Möbel ausgeliefert wurden. Außerdem versorgte ich die Hühner und Opas Karnickel, wenn er auf Schicht war, und ich fütterte die beiden Schweine, die meine Großeltern jedes Jahr im Frühjahr als kleine Ferkel kauften und im Herbst von einem Metzger schlachten ließen. Eigentlich war meine Oma fürs Vieh zuständig, aber wenn sie gerade mit Waschen, Bügeln, Putzen, Kochen oder Backen beschäftigt war, fragte ich sie, ob ich die Tiere füttern sollte, und sie sagte jedes Mal: »Ja, mein Jung, dat wär nett von dir.«

Da sie eigentlich immer irgendwas im Haushalt zu tun hatte, hörte ich irgendwann auf, sie zu fragen, und es spielte sich ein, dass ich Schweine, Hühner und Karnickel versorgte, wenn ich nicht gerade als Möbelpacker unterwegs war. Oma Hilde fühlte sich trotzdem weiter fürs Vieh verantwortlich, was zur Folge hatte,

dass wir beide tagtäglich am Abendbrottisch einen kurzen Dialog führten, der in etwa immer den gleichen Wortlaut hatte.

»Has'e Hühner schon gefüttert, Jung?«

»Hab ich.«

»Und die Schweine?«

»Auch.«

»Karnickel?«

Darauf nickte ich, oder ich sagte: »Hat Opa gemacht.«

»Dann sind alle versorgt?«

»Alle.«

»Has'e 'n Stall auch schon abgeschlossen?«

»Mach ich nach 'm Abendbrot.«

»Dann machs'e auch die Luke zu?«

»Ja sicher.«

»Auf dich kann man sich verlassen, Hermann. Dat ist gut. Jetzt iss mal tüchtig!«

Das Vieh war in einem Ziegel-Anbau hinterm Wohnhaus untergebracht. Die Hühner konnten durch eine Luke nach draußen in einen umzäunten Auslauf, außer nachts. Dann verschloss ein Holzbrett die Luke, damit der Fuchs nicht zu den Hühnern konnte.

Fürs Ausmisten der Ställe war ich zuständig. Den Mist fuhr ich mit der Schubkarre auf einen Haufen am Ende des Grundstücks. Im Sommer duftete er bis zum Haus herüber, im Herbst wurde er über die Gartenbeete verteilt und untergegraben. Das war die letzte Arbeit auf dem Land bis zum nächsten Frühjahr. Mein Opa sagte immer »unser Land«, er wäre nie auf die Idee gekommen, von »unserem Garten« zu reden. Ein Garten war etwas für feine Pinkel, die Rosen züchteten. In seinem Wortschatz gab es auch keine »Schrebergärten«, die hießen »Mietland«.

In dem Jahr, in dem ich die Schule abgeschlossen hatte, ich wurde siebzehn und mein Opa einundsechzig, übernahm ich auch einen großen Teil seiner Arbeit auf dem Land, vor allem das Umgraben, das Setzen der vorgezogenen Kohl- und Gemüse-pflänzchen und das Mähen des Roggens mit der Sense.

Er bedankte sich nie bei mir, klopfte mir aber manchmal auf die Schulter, wenn ich, verschwitzt von der Landarbeit, zurück zum

Haus kam, gab mir eine Flasche Bier oder bot mir eine Zigarette an.

Hin und wieder sagte er auch: »Dat is gut, dat du dat jetz machs. Die Plackerei mit 'm Spaten und mit der Sense und dat dauernde Bücken beim Pflanzen, dat macht mir mittlerweile ganz schön zu schaffen, besonders wenn ich schon acht Stunden Schicht in e Knochen hab.«

Fast alles, was es damals bei uns zu essen gab, war vom eigenen Land, von der jungen Melde im Frühjahr, dem ersten frischen Gemüse des Jahres, bis zum Porree und zum Grünkohl, die bis in den Winter hinein direkt vom Beet in den Kochtopf kamen.

Was wir sonst noch brauchten, um den Winter zu überstehen, lagerte im Keller: Kartoffeln in einer Holzkiste, Sauerkraut im Kappesfass und Unmengen Einmachgläser. Sie waren gefüllt mit Schnibbelbohnen und dicken Bohnen, Möhren und Erbsen, mit roter Beete und Stielmus, das bei Oma Hilde Ströppmus hieß, mit Apfelkompott, Birnen, Pflaumen und Kirschen.

Auch Schweinerippchen, Leberwurst, Blutwurst und Sülze wurden nach dem Schlachten eingekocht. Geräuchertes, gepökeltes und luftgetrocknetes Fleisch und die Würste, die der Metzger gemacht hatte, hingen in einer kleinen Kammer unterm Dach, gleich neben meinem Zimmer.

In einem Kellerraum lagerten Holz und Kohlen, Deputatkohle, die mein Opa als Bergmann auf der Zeche Jacobi immer im Herbst kostenlos geliefert bekam.

»Kohlen im Keller, Kappes im Fass, Würste im Kabüffken unterm Dach und en paar fette Karnickel im Stall, wat wills'e mehr?«, sagte mein Opa gern, und manchmal fügte er nach einer Weile ein wenig leiser hinzu: »Wat gewesen is die letzten Jahre, dat is jetz vorbei.«

Es ging uns gut, da waren wir drei, Opa Leschinski, Oma Hilde und ich, uns einig. Von mir aus hätte das Leben so weitergehen können, es gab keinen Grund, irgendwas zu ändern. Opa fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad zur Zeche, Oma sang manchmal alte Lieder, während sie kochte oder bügelte, und ich erledigte gern die anfallenden Arbeiten im Stall und auf dem Land. Das gab mir das gute Gefühl, ein vollwertiges Mitglied unseres Trios zu sein.

Das Geld, das ich in der Tischlerei verdiente, durfte ich behalten. Ich bezahlte damit Kino- und Kneipen- und Friseurbesuche, den Sprit für mein Moped, und hin und wieder kaufte ich mir auch ein neues Hemd, eine Hose oder eine modische Jacke, um den Mädchen zu gefallen.

Die Jugendfreunde, mit denen ich damals um die Häuser zog, gingen mir ständig auf die Nerven, weil sie meinten, ich würde in der Tischlerei und in Opas Garten nur meine Zeit verplempern, obwohl ich doch mit mittlerer Reife auch was Vernünftiges machen könnte, zum Beispiel eine Lehre als Industriekaufmann oder technischer Zeichner bei der Hütte.

Meine Großeltern hingegen bedrängten mich nie, nur hin und wieder sagte Opa: »In deinem Alter, da bin ich schon jeden Tach eingefahren, da gab et nich viel zum Nachdenken. Vatter war Bergmann und hat immer gut verdient, also bin ich nach e Schulzeit mit auf e Zeche.«

»Du has ja auch keine mittlere Reife gehabt«, sagte Oma dann. »Jetz lass den Jung ma in Ruhe! Bei den Möglichkeiten, die er hat, warum sollte er da irgendwat über t Knie brechen? So wie et jetz is, is et doch gut. Und der Hermann liegt ja auch nich auf e faule Haut rum.«

»So 'n Schmonses«, sagte Opa dann ärgerlich. »Als hätt ich dat gesacht, dat der Hermann faul is. Ich bin doch froh, dat er so fleißig mithilft. Dat weiß er aber auch. Ich will nur nich, dat er später ma sacht, er hätt nix Vernünftiges lernen können, weil er hier den ganzen Tach im Stall und auf 'm Land malochen musste.«

»So 'n Blödsinn werd ich nie sagen, Opa«, versprach ich dann, und damit war das Thema vom Tisch.

Im Herbst 1949 veranstalteten meine Freunde und ich auf dem Tackenberg ein Seifenkistenrennen. Das war damals ein angesagter Volkssport, und wir bekamen so viele Meldungen, dass ein kompletter Rennsonntag mit mehreren Durchläufen in verschiedenen Klassen zustande kam. Um möglichst viele Zuschauer anzulocken, verfasste ich eine kurze Mitteilung für die Presse. In der Woche vor dem großen Ereignis fuhr ich mit dem Moped ins

Stadtzentrum und klapperte die Lokalredaktionen der in Oberhausen erscheinenden Tageszeitungen ab. Die Veröffentlichung des Veranstaltungshinweises wurde mir in allen drei Redaktionen zugesagt, und in den beiden ersten versprach man auch, einen Reporter zu den Rennen zu schicken.

Die Oberhausener Lokalausgabe der Ruhr-Post gab es erst seit ein paar Monaten. Dorthin fuhr ich zuletzt. Ich trug einer jungen Dame mein Anliegen vor.

»Gehen Sie damit bitte zu Herrn Brömmel, unserem Redaktionsleiter«, sagte sie und wies auf einen schlanken, dunkelhaarigen Mann, der mit zwei Fingern ungestüm auf die Tastatur einer Schreibmaschine einhackte.

So lernte ich Horst Brömmel kennen.

Er las meine Pressemitteilung durch und nickte.

»Machen wir.«

»Können Sie am Sonntag auch einen Reporter zum Tackenberg schicken?«

Brömmel deutete auf meinen kurzen Text.

»Haben Sie das geschrieben?«

Ich nickte.

»Sie haben also 'ne Schreibmaschine?«

»Ist ein uraltes Ding von meiner Mutter.«

»Schreibt noch tadellos«, stellte Brömmel fest. »Sie übrigens auch.«

Ich verstand ihn nicht und zuckte mit den Schultern.

»Na, der Veranstaltungshinweis hier, der ist gut. Was, wo, wann. Da steht alles Wichtige drin. Wenn die Leute das lesen, wissen sie, was sie erwartet.«

»Na, deshalb hab ich ihn ja geschrieben.«

»Und weshalb sollte nach dem Rennen auch noch etwas darüber in der Zeitung stehen?«, fragte Brömmel.

»Damit die Leute erfahren, wie es gewesen ist«, antwortete ich.

»Die wollen aber nicht nur eine Liste mit den Namen der Sieger. Die wollen wissen, ob es Karambolagen gegeben hat, ob die Straße nass war, ob Favoriten enttäuscht haben oder Außenseiter überraschend ganz vorn gelandet sind, ob vielleicht eine Kiste kurz vor dem Ziel auseinandergebrochen ist, ob es besonders verrückte

Modelle zu bestaunen gab und wie die Stimmung im Publikum war.«

»Ist klar«, sagte ich.

»Na, dann schreiben Sie das mal«, sagte Brömmel.

»Ich?«

»Ja, ich schicke einen Fotografen vorbei, und Sie schreiben den Text. Sagen wir mal, so rund hundert Druckzeilen, also etwa fünfzig Zeilen mit sechzig Anschlägen auf der Schreibmaschine. Größter Zeilenabstand und ganz nach links gerückt. Rechts muss Platz für Korrekturen bleiben.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

»Sie können das«, sagte Brömmel. »Am Montag, spätestens um zwei, sind Sie hier mit dem Text. Geht das?«

»Am Montagmittag schon?«

»Ja, wann sonst? Wir sind eine Tageszeitung und kein Wochenblättchen.«

»Ich könnte es vielleicht versuchen«, sagte ich zögerlich.

»Jetzt lassen Sie das Vielleicht mal weg! Sie schreiben einen schönen Bericht über das Seifenkistenrennen, und am Montagmittag sind Sie damit hier. Kann ich mich darauf verlassen?«

Ich antwortete Horst Brömmel mit einem zaghaften Kopfnicken.

Woher ich den Mut nahm, dem Vorschlag Brömmels zuzustimmen, weiß ich bis heute nicht. Eigentlich war ich fest davon überzeugt, dass ich überhaupt nicht dazu in der Lage war, einen Zeitungsartikel zu verfassen. Bereut habe ich mein Kopfnicken nie.

Mein Bericht erschien am Dienstag nach dem Rennen in der Oberhausener Lokalausgabe der Ruhr-Post. »Jubelnde Sieger und humpelnde Bruchpiloten am Tackenberg« lautete der Titel, und direkt darunter stand: »Von Hermann Leschinski.«

Ich war mächtig stolz, und mein Opa abonnierte am nächsten Tag die Ruhr-Post. Für ihn stand sofort fest, dass ich den Beruf meines Lebens gefunden hatte.

»Jung, wenn die dich bei de Zeitung haben wollen, dann mach dat bloß! Da kanns'e dein Geld verdienen, ohne dat e dich dreckig machen muss. Und 'ne interessante Arbeit is dat auch.«

Horst Brömmel wollte mich tatsächlich. Mein Text hatte ihm gefallen. Er hatte ihn nur an wenigen Stellen korrigiert und ein paar Kürzungen vorgenommen. Als er erfuhr, dass ich die mittlere Reife, noch keine feste Arbeitsstelle, aber ein eigenes Motorrad hatte, rieb er sich die Hände und sagte, unvermittelt zum vertraulichen Du übergehend: »So einen wie dich können wir brauchen. Aus dir mach ich einen Journalisten.«

Ich wurde freier Mitarbeiter der Lokalredaktion. Jeden Morgen zwischen neun und zehn rief ich aus einer Telefonzelle Horst Brömmel an, um zu hören, was es zu tun gab. Meistens hatte er einen oder auch zwei Termine für mich. Ich bekam fünf Pfennige für die gedruckte Zeile. Das war nicht gerade viel, aber da ich für die Zeitung fast immer abends unterwegs war, konnte ich weiterhin nachmittags ein paar Stunden in der Tischlerei arbeiten. Beide Jobs zusammen brachten mir rund hundert Mark im Monat ein. Das hätte zwar nicht gereicht, um eine Familie zu ernähren, aber das hatte ich vorläufig auch nicht vor. Und da meine Großeltern mich weiterhin alles behalten ließen, was ich verdiente, hatte ich mehr Geld in der Tasche als die meisten schwer arbeitenden Familienväter, die den Großteil ihres Lohnes zu Hause abliefern.

Im November 1951 lud Horst Brömmel mich in eine ziemlich feine Gaststätte auf der Marktstraße ein. Ich fuhr weisungsgemäß nicht mit dem Moped, sondern mit der Straßenbahn von Sterkrade nach Oberhausen, traf Brömmel in bester Laune an, aß den Rheinischen Sauerbraten, den er mir empfahl, trank ein paar Bier und sträubte mich nur zaghaft gegen den Wachholder, den er nach dem Essen bestellte. Beim zweiten Schnaps forderte er mich auf, ihn künftig zu duzen, und beim dritten eröffnete er mir, dass es so nicht mit mir weitergehe.

»Hermann, du bist jetzt schon über zwei Jahre bei uns, und im Sommer wirst du volljährig. Da musst du allmählich mal an deine Zukunft denken. Oder willst du ewig für ein paar Pfennige Zeilenhonorar durch die Gegend fahren und über langweilige Vorstandswahlen, senile Goldhochzeiter und prämierte Brieftauben schreiben?«

»Ich mach das gern, das wissen Sie doch.«

»Du.«

»Bitte?«

»Das weißt du doch, heißt das. Ich bin der Horst.«

»Ach so, ja. Entschuldigung! Horst. Ich arbeite gerne als Journalist, das weißt du doch.«

»Natürlich weiß ich das. Und du machst das prima, hast eine wirklich gute Schreibe. Und inzwischen hast du auch ein Gespür für die richtigen Themen, für das, was die Leute lesen wollen. Aber genau das ist mein Problem. Dauernd triffst du bei deinen Terminen die Kollegen von der Konkurrenz, und die lesen natürlich auch, was du schreibst. Sie kennen dich und haben inzwischen längst mitgekriegt, dass du gut bist. Es wird bestimmt nicht mehr lange dauern, bis dir jemand eine feste Anstellung anbietet, und dann bist du weg.«

»Nein, bin ich nicht, Horst. Erstens hab ich alles, was ich kann, von dir gelernt, zweitens gefällt mir mein Leben, so wie es ist, und drittens hast du mir schon ein paar Mal gesagt, dass ich irgendwann bestimmt eine Anstellung bei der Ruhr-Post bekomme, dass es nur eine Frage der Zeit ist.«

Horst Brömmel nickte.

»In der Redaktion Oberhausen wird demnächst eine Stelle frei. Einer der Kollegen geht nach Essen in die Zentrale«, sagte er.

»Und? Kannst du das entscheiden, wer die frei werdende Stelle kriegt?«

»Wenn ich sage, dass du der richtige Mann dafür bist, dann wird der Verlag dich einstellen.«

»Das ist ja großartig.«

»Ich habe aber nicht die Absicht, dich für die Stelle vorzuschlagen.«

»Ach so«, sagte ich enttäuscht.

»Ich bin der Kollege, der nach Essen geht, und ich würde dich gern mitnehmen«, sagte Horst Brömmel.

An dem Abend erfuhr ich alles über das geplante Ressort »Vermischtes« und die beiden neuen Seiten »Buntes aus der Welt« und »Buntes aus dem Revier«.

Brömmel hatte bereits das Wichtigste mit dem Verlag geklärt.

»Du kriegst einen Vertrag als Pauschalist. Hundert Mark Fixum

in der Woche. Brutto. So um die siebzig dürftest du dann nach allen Abzügen in der Lohntüte haben.«

»Die Essener stellen mich ein, ohne mich zu kennen?«

»Geh mal davon aus, dass die Chefredaktion sehr genau verfolgt, was in den Lokalausgaben vor sich geht. Wenn in Oberhausen jede Woche mehrere Artikel von Hermann Leschinski erscheinen, immer ordentlich recherchiert und gut geschrieben, dann wird das von den Herren sehr wohl registriert. Die wissen genau, wen sie sich da einkaufen. Außerdem wollen sie unbedingt mich für die Ressortleitung, und ich will dich als Mitarbeiter. Also ist die Sache klar. Du musst dich zwar noch beim Chefredakteur und beim Herausgeber vorstellen, aber das ist nur Formsache.«

Mir gefiel die Vorstellung, siebzig Mark in der Woche zu verdienen. Ein paar Tage vor jenem denkwürdigen Abend mit Horst Brömmel in der Gaststätte auf der Marktstraße hatte ich in einer Sterkrader Kneipe einen alten Klassenkameraden von der Volksschule wiedergetroffen. Er hatte auf der Hütte gelernt, war jetzt Sandformer, arbeitete von montags bis samstags im Akkord, hatte vor ein paar Monaten geheiratet und war gerade Vater geworden. Er hatte mir stolz erzählt, dass er jede Woche fast hundert Mark in der Lohntüte hätte und damit gut für seine junge Familie sorgen könne. Da waren siebzig Mark für einen alleinstehenden jungen Kerl wie mich, der nichts Richtiges gelernt hatte, ein geradezu märchenhaftes Einkommen.

Trotzdem war ich von Brömmels Plan nicht wirklich begeistert. Ich wollte nicht nach Essen umziehen. In Sterkrade fühlte ich mich wohl. Das Haus meiner Großeltern in der Bremener Straße war mein Zuhause.

Schon als Kind, als ich mit meinen Eltern in einer Etagenwohnung auf der Holtenstraße gewohnt hatte, war ich am liebsten bei Oma und Opa gewesen.

Wenn ich schnell gelaufen war, am Reinersbach entlang, hatte ich kaum mehr als zehn Minuten von der Wohnung meiner Eltern bis zum Häuschen meiner Großeltern gebraucht. Ich war fast immer gerannt, weil ich nie schnell genug in der Bremener Straße sein konnte. Bei meinen Großeltern war ich in einer Welt, die mir gefiel, nicht mehr mitten in der lärmenden Stadt, sondern

schon fast auf dem Land, nicht mehr eingezwängt zwischen Miethäusern und den dreckigen Backsteinmauern der Hütte, sondern umgeben von alten Bäumen, großen Gärten und Wiesen, auf denen man im Herbst selbstgebaute Drachen steigen ließ.

Das Haus, in dem ich mit meinen Eltern wohnte, stank nach Bohnerwachs, in der Bremener Straße roch es nach frischem Mist oder nach Bratkartoffeln. In der Holtenstraße durfte ich keinen Krach machen, nicht mit Schuhen durchs Treppenhaus rennen und in der Wohnung nicht herumtoben, weil unter uns die Hausbesitzer wohnten. Ich durfte mich nicht dreckig machen, weil meine Mutter nicht jede Woche waschen konnte, und um sieben Uhr gab es Abendessen, um punkt sieben, weil Kinder lernen mussten, sich an Regeln zu halten.

Meine Oma schmierte mir immer eine Stulle, wenn ich Hunger hatte, egal wie spät es war. Sie freute sich, wenn ich herumtobte, lärmte und mich schmutzig machte, weil sie dann wusste, dass es mir gutging. Ein Treppenhaus gab es bei den Großeltern nicht, nur eine Tür, durch die man rein oder raus lief, frisches Gemüse von den Gartenbeeten direkt in die Küche trug und Küchenabfälle zum Vieh in den Stall. Und es kam niemand auf die Idee, dass man Schuhe an- oder ausziehen müsse, wenn man durch die Tür ging, weil beide Seiten gleichermaßen zum Alltag gehörten und zum Leben, das Drinnen und das Draußen.

Als ich nach dem Krieg mit vierzehn, nach fast drei Jahren in der Kinderlandverschickung, zurück nach Sterkrade kam, gab es meine Eltern und die Wohnung in der Holtenstraße nicht mehr. Mein Vater war in Russland gefallen, und meine Mutter war kurz vor Kriegsende bei einem der vielen Bombenangriffe auf das Ruhrgebiet ums Leben gekommen. Ich war eine Weile sehr traurig, aber mir war immer klar, dass es noch viel schrecklicher für mich gewesen wäre, wenn es bei meiner Rückkehr Oma und Opa und das Häuschen in der Bremener Straße nicht mehr gegeben hätte.

So war ich einerseits über Brömmels Angebot hocherfreut, fühlte mich aber andererseits äußerst unwohl bei dem Gedanken, aus Sterkrade fortziehen zu müssen, zumal ich gerade jetzt den beiden Alten, die immer für mich da gewesen waren, durch

meine Hilfe auf dem Land und im Stall endlich etwas zurückgeben konnte.

Horst Brömmel ahnte, was mir quer saß.

»Du kannst bei deinen Großeltern wohnen bleiben«, sagte er.

»Wie soll das denn gehen?«

»Dein Einsatzgebiet ist ja nicht Essen, sondern das ganze Ruhrgebiet. Es ist also im Grunde egal, ob du in Duisburg oder in Dortmund oder irgendwo dazwischen wohnst, solange du mit deinem Motorrad dahin fährst, wo es was zu recherchieren gibt.«

»Ich dachte, als Pauschalist bekäme ich einen festen Arbeitsplatz in der Redaktion und müsste jeden Tag da erscheinen.«

»Ja, so ist das vorgesehen«, sagte Brömmel. »Aber das ist doch kein Problem. Du brauchst eine halbe Stunde von Sterkrade bis zum Verlagsgebäude in der Kettwiger Straße. Und wenn es abends mal spät wird oder wenn das Wetter schlecht ist oder wenn du noch einen Termin in Essen hast, dann kannst du bei mir übernachten.«

»Bei dir?«

»Der Verlag hat zugesichert, mir eine Dreizimmerwohnung in der Innenstadt zu besorgen.«

Ich sah ihn erstaunt an. Wohnraum war knapp in den Revierstädten der Nachkriegszeit, äußerst knapp sogar. Erst ein paar Tage zuvor hatte die Ruhr-Post über den Stand des Wiederaufbaus in Essen berichtet. Von den zweihunderttausend Wohnungen, die es dort früher mal gegeben hatte, war im Krieg fast die Hälfte zerstört worden. Inzwischen waren zwar viele wiederhergestellt, aber immer noch gab es in der Stadt zahlreiche Trümmergrundstücke und deutlich weniger bewohnbare Räume als Einwohner. Da erschien es mir reichlich übertrieben, dass ein einzelner Mann drei Zimmer für sich allein bekommen sollte.

Brömmel winkte ab. »Ich weiß, was du denkst«, sagte er. »Natürlich ist die Wohnung zu groß für mich. Das Arbeitszimmer brauche ich wirklich nicht. Da stelle ich meine beiden Bücherregale rein, eine Schlafcouch und einen Schrank. Das wäre ideal für einen Untermieter, der zwei- oder dreimal die Woche in Essen übernachtet, vorausgesetzt, ihn stören meine Bücher nicht. Was hältst du davon?«

»Deine Bücher würden mich nicht stören«, sagte ich.

Am nächsten Tag sprach ich mit meinen Großeltern über Brömmels Angebot.

»Mensch Jung, dat is doch großartig, mach dat bloß!«, sagte Opa. »Und Essen, dat is wat anderes als Sterkrade, schon fast 'ne Weltstadt, genau dat Richtige für 'n jungen Kerl.«

»Aber dann kann ich euch nicht mehr so viel helfen wie jetzt.«

»Dat Vieh kann ich ja auch wieder machen oder der Opa, wenn er demnächst in Rente geht«, sagte Oma. »Und die Hälfte von 'ne Woche bis'e ja auch noch hier und am Wochenende auch meistens, wenn ich dat richtig verstanden hab.«

In der Ruhr-Post-Ausgabe von Donnerstag, dem 15. Mai 1952, erschienen zum ersten Mal die beiden Seiten »Buntes aus der Welt« und »Buntes aus dem Revier«.

Horst Brömmel und ich wurden schnell ein gut harmonierendes Team, zu dem noch Trudi Tippel aus Bergeborbeck als Redaktionssekretärin stieß. Sie war Mitte dreißig, hatte bisher in der Verwaltung eines Krankenhauses gearbeitet und sich auf die Stelle bei der Ruhr-Post beworben, weil sie einen Arbeitsplatz suchte, an dem nicht ein Tag verlief wie der andere. Nicht nur sie selbst hatte sofort das Gefühl, dass sie bei uns richtig war, auch Brömmel und ich merkten schnell, dass wir mit ihr einen guten Fang gemacht hatten. Schon nach einer Woche stellte Horst Brömmel fest, für ihn sei es schwierig, die eine Hälfte seiner Mitarbeiter zu duzen und die andere zu siezen. Seitdem redeten wir drei uns mit unseren Vornamen an.

An Tagen, an denen nichts Besonderes auf dem Programm stand, fuhr ich um kurz vor halb neun in der Bremener Straße los und war gegen neun in der Redaktion. Zuerst arbeiteten Brömmel und ich uns durch die Konkurrenzblätter, auch durch deren Lokalausgaben, immer auf der Suche nach Artikeln und kleinen Meldungen, hinter denen sich vielleicht etwas Interessantes für unsere bunten Seiten verbarg.

Wenn sich in Dortmund ein Rentner beim Spaziergang ein Bein gebrochen hatte, wenn es in Wanne-Eickel eine neue Tankstelle gab, deren Inhaber ein ehemaliger Bergmann war, wenn

in Bochum Dahlhausen ein Wanderzirkus gastierte, wenn in Oberhausen ein ertrinkender Hund von seinem Herrn aus dem Rhein-Herne-Kanal gerettet worden war oder wenn in Duisburg eine Kriegerwitwe und Mutter von vier Kindern ihren dritten Kurzwarenladen eröffnet hatte, dann wurden wir neugierig.

Wie kann man sich beim Spaziergehen ein Bein brechen? Warum geht ein Kumpel vom Pütt weg und wird Tankstellenpächter? Was ist das für ein Mensch, der in den Kanal springt, um seinen Hund zu retten? Wie lebt man in einem Zirkuswagen am Ruhrufer? Wie schafft es eine Witwe mit vier Kindern, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und eine erfolgreiche Geschäftsfrau zu werden?

Die Fragen, die uns beim Lesen der Zeitungen durch den Kopf gingen, die würden sich bestimmt auch unsere Leser stellen. Davon waren wir jedenfalls überzeugt, und deshalb versuchten wir, auf den bunten Seiten diese Fragen zu beantworten.

Irgendwann kam ich dahinter, dass es nicht nur auf den redaktionellen Zeitungsseiten Reizvolles zu entdecken gab, sondern auch im Anzeigenteil. Stellenangebote, Hausverkäufe, Nachrufe, Fundsachen, Verkäufe, Heiratsgesuche, in allen Rubriken erschienen hin und wieder Annoncen, bei denen ich mich fragte, was dahinter stecken könnte.

Jeden Vormittag rief ich in den Lokalredaktionen der Ruhr-Post an und fragte nach den besonderen Themen des Tages. Meistens gab es da nicht viel Buntes, aber manchmal bat ich die Kollegen, aus ihrem lokalen Aufmacher eine Zusammenfassung für uns zu machen. Der Brand eines Bauernhofes beispielsweise, eine große Sache in Recklinghausen, wurde auf den bunten Seiten zu einer kurzen Nachricht. Wären dort noch dreißig Kühe eingeschlossen gewesen, hätte ich mich allerdings sofort aufs Moped geschwungen und wäre an den Ort des Geschehens gefahren. Eine dramatische Rettungsaktion wäre eine Geschichte für uns gewesen, ein Ereignis, von dem wir annahmen, dass es auch die Leser in Mülheim und in Bochum interessierte.

Die meisten Kollegen in den Außenredaktionen der Ruhr-Post reagierten freundlich auf meine tägliche Anfrage. Vor allem die freien Mitarbeiter schrieben gern für uns, denn das Zeilenhonorar

für Artikel in der Gesamtausgabe war mit zehn Pfennigen doppelt so hoch wie das Honorar in den Lokalausgaben.

Einige ältere Redakteure gaben sich jedoch jeden Tag aufs Neue äußerst zugeknöpft, wenn ich sie anrief.

»Buntes aus dem Revier wollen Sie? Was soll der Kokolores, junger Mann? Das ist genauso blöd, als würden Sie in der Wüste nach Wasser suchen oder an der Emscher nach Elefanten Ausschau halten.«

Ich beklagte mich bei Horst Brömmel über die unfreundlichen Kollegen, der beschwerte sich beim Chefredakteur, und der verfasste ein Rundschreiben. Darin wurden alle Mitarbeiter in den Außenredaktionen darauf hingewiesen, dass es zu ihren Aufgaben gehöre, das Ressort »Vermischtes« umgehend von außergewöhnlichen lokalen Ereignissen in Kenntnis zu setzen und, falls dies von den Herren Brömmel oder Leschinski gewünscht werde, Artikel über solche Ereignisse für die bunten Seiten zu verfassen.

Danach redeten auch die mürrischen alten Redakteure einigermaßen freundlich mit mir und gaben bereitwillig Auskunft über ihre wichtigsten Tagesthemen.

Horst Brömmel durchforstete ständig die Nachrichten, die aus dem Fernschreiber kamen, und da auch damals schon in der großen weiten Welt Tag für Tag viel Unglaubliches, Verrücktes, Tragisches und Komisches geschah, gab es immer reichlich Material für die Seite »Buntes aus der Welt«.

Genug Buntes aus dem Revier zu finden, blieb dagegen eine Herausforderung.

Oft mussten wir uns mit wenig aufregenden Themen aus den Lokalredaktionen begnügen. Manchmal tricksten wir auch ein wenig herum und machten ein Ereignis, das irgendwo auf der Welt stattgefunden hatte, zu einer regionalen Angelegenheit. Wenn sich beispielsweise eine Schauspielerin scheiden ließ, die irgendwann mal zu einer Film Premiere in Essen gewesen war, dann genügte ein Foto aus dem Archiv, das die Dame vor der Lichtburg zeigte, um aus ihrer Scheidung eine bunte Geschichte aus dem Revier zu machen.

Hin und wieder sagte Brömmel zu mir: »Hermann, setz dich aufs Motorrad und fahr durch die Gegend, von mir aus nach

Sterkrade zu Oma und Opa. Oder geh in die Kneipe. Hör zu, worüber die Leute reden. Wenn wir wissen, was sie ärgert, über was sie sich aufregen und über wen sie schimpfen, dann wissen wir, worüber wir schreiben müssen.«

Ich fuhr damals oft kreuz und quer durchs Ruhrgebiet, redete mit Maurern, die Neubausiedlungen hochzogen, mit Bergleuten, die nach der Schicht mit einer Flasche Bier in der Hand an der Trinkhalle standen, mit Bauern, die unterm rußig grauen Kohlenpotthimmel ihre Kühe molken, oder mit Kindern, die auf Trümmergrundstücken nach Eisenteilen suchten, um sie an den Klüngelskerl zu verkaufen.

Aus vielen zufälligen Begegnungen wurden Reportagen, die nur selten spektakulär, aber oft anrührend oder erheiternd waren, es wurden Porträts von Menschen daraus, in deren Hoffnungen und Alltagsorgen sich die Leser der Ruhr-Post wiederfinden konnten.

Auf den alten Pappkoffer voller Geld stieß ich allerdings weder bei meiner täglichen Lektüre der Konkurrenzblätter noch bei meinen Anrufen in den Lokalredaktionen noch bei einer meiner zahlreichen Motorradfahrten durchs Revier.

Dass wir auf ihn aufmerksam wurden, ist allein Horst Brömmels journalistischem Instinkt zu verdanken.

An einem warmen Frühsommormorgen Ende Juni 1952 saß er hemdsärmelig vor einem Stapel Zeitungen, hielt in der linken Hand eine glimmende Zigarette und blätterte mit der rechten durch die Lokalausgaben der Ruhr-Post.

»Idioten«, knurrte er plötzlich.

Trudi Tippel und ich saßen uns an zwei Schreibtischen gegenüber, die deutlich kleiner waren als Brömmels Protz-Exemplar, das sich über beinahe ein Drittel unseres Redaktionsraumes erstreckte.

Die Sekretärin sah mich erschrocken an und zog fragend und zugleich abwehrend die Schultern hoch.

»Wen meinst du?«, fragte ich. »Uns beide?«

»Die Kollegen im Lokalen«, sagte Brömmel ärgerlich. »Über so eine Sache müssen die uns doch informieren, die Schwachköpfe. Seitdem ihnen das Rundschreiben vom Chef auf den Tisch geflat-

tert ist, sind sie ja alle guten Willens, aber anscheinend sind manche zu blöd, eine aufregende Geschichte zu erkennen.«

Er faltete die Zeitung, in der er gerade geblättert hatte, zusammen und warf sie auf meinen Schreibtisch.

»Essener Lokalausgabe, Seite zwei, oben rechts. Ist nur eine kurze Polizeinachricht«, sagte er.

Als ich die Meldung gefunden hatte, äugte Trudi Tippel neugierig über den Schreibtisch.

»Lies mal laut vor«, sagte Brömmel.

»Die Polizei in Essen sucht den Besitzer eines Koffers. Dieser ist bereits im Juli vergangenen Jahres herrenlos aufgefunden und vom ehrlichen Finder beim Fundbüro abgegeben worden. Bis zum heutigen Tag hat sich der Eigentümer des Gepäckstückes nicht gemeldet, obwohl dessen Inhalt von erheblichem Wert ist. Falls der rechtmäßige Besitzer bis zum Fünfzehnten des kommenden Monats nicht ermittelt werden kann, geht die Fundsache in den Besitz des Finders über. Personen, die etwas über die mögliche Herkunft des Koffers aussagen können, werden gebeten, sich bei der Essener Polizei zu melden.«

»Ein Inhalt von erheblichem Wert? Was soll das denn sein?«, fragte Trudi Tippel.

»Gute Frage«, sagte Brömmel.

»Komische Meldung«, sagte ich.

»Inwiefern?«, fragte Brömmel.

»Sie ist ziemlich schwammig. Wo der Koffer gefunden wurde, wie er aussieht, was drin ist, alles das erfährt man nicht.«

»Schmuck vielleicht«, sagte Trudi Tippel.

»Eine genaue Beschreibung des Fundortes und des Fundstückes hätte vermutlich zur Folge, dass noch heute tausend Leute bei der Polizei erscheinen und behaupten würden, genau so ein Ding an genau der Stelle verloren zu haben. Deshalb ist die Nachricht so vage gehalten«, sagte Horst Brömmel.

»Vielleicht geht es ja um Geld, um einen Koffer voller Geld«, sagte Trudi Tippel.

»Bis zum heutigen Tag hat sich der Eigentümer des Gepäckstückes nicht gemeldet, obwohl dessen Inhalt von erheblichem Wert ist«, las ich kopfschüttelnd noch einmal vor.